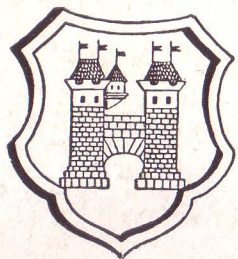


Cont. 635



Brugger
Neujahrs-Blätter
für Jung und Alt

Zweiunddreißigster Jahrgang

Herausgegeben
im Auftrage der Kultur-Gesellschaft
des Bezirks Brugg

1922

Buchdruckerei „Eiffingerhof A.-G.“ Brugg



Annae
95

gewandten, sondern die vorwärtsblickenden Männer siegten, wie jener Joh. Rud. Fischer einer war, der schon als Thalheimer Vikar ausgerufen hat: „Wo sind in unserer Verfassung die Mittel, Wahrheit zu verbreiten und ohne physische Gewalt Verbesserungen anzubringen? Publizität erdrückt, und keine Frage ans Volk, keine Antwort von ihm, ewige einseitige Vormundschaft“, und der, als er schon nach einem Jahre die rechte Hand des edlen Ministers Philipp Albert Stapfer geworden war, alles daran setzte, guten Samen in den aufgerissenen Boden unseres Vaterlandes auszustreuen.

Lic. theol. Ernst Staehelin.



Gedicht von Paul Haller.

(Nach dem Tode des Vaters.)

Mütterlein, denkst du daran,
Wie in den Tagen, die hinter uns liegen,
In all den Jahren, die hinter uns liegen,
Du so gerne lächelnd gescherzt?

Hinter uns liegt eine Zeit. —
Willst du dem Guten die Ruh, mißgönnen,
Die Ruh, vergönnen, die lind ihn umfängen,
Als ihn der Bote vom Leben rief?

Wenn ich im Schweigen der Nacht
Fern über Bergen dich weinen höre,
Dich weinen höre in ängstlicher Kammer,
Bohrt mir ein Feuer die Seele durch.

Vor uns liegt eine Zeit.
Willst du in all den Tagen, die kommen,
Mütterlein! in den Jahren, die kommen,
Uns nicht wieder dein Lächeln zeigen?



Paul Haller

13. Juli 1882 bis 10. März 1920.



Paul Haller war den Lesern der Neujaarsblätter seit Jahren bekannt. Seit 1913 erschienen darin regelmäßig Gedichte und Prosabeiträge aus seiner Feder, und einige Jahre hindurch gehörte er der Kommission zur Herausgabe der Blätter an. So sei es mir verstattet, an diesem Ort das Bild des Verstorbenen zu zeichnen.

Es gehört zur tiefsten Tragik des menschlichen Lebens, wenn eine reich veranlagte, kräftige Natur, die geschaffen war, Licht und Wärme ausstrahlen, sich aufreißt im

Kämpfe mit sich selber und mit den Fragen der Zeit, ein Mensch, der andern zum Führer hätte werden können, weil er selber schwer gerungen und die Nöte menschlichen Seelenlebens tief in der eigenen Brust gefühlt hat. Eine solch reich veranlagte Natur war Paul Haller. Körperlich kräftig und geistig reich begabt schien er zu einem vollen und wirkensfrohen Leben geschaffen. Aber er war dazu zu schwerblütig und allzu sehr zu seelischen Konflikten geneigt. Mit großem Ernst und einem unbedingten Trieb nach Wahrheit trat er an das Leben heran, dennoch aber liebte er Scherz und Humor, und auch in Zeiten der Niedergedrücktheit konnte er plötzlich in fast ausgelassene, kindliche Fröhlichkeit ausbrechen. — Was ihm fehlte, war jene ausgeglichene innere Ruhe und Heiterkeit, der Ausdruck des seelischen Gleichgewichts.

In meiner Erinnerung steht mein Bruder als ein ernster Sucher. Seit er zu eigenem geistigen Leben kam, rang er nach Lösung der Menschheits- und Weltanschauungsfragen, die jeden innerlich lebendigen Menschen mehr oder weniger stark erfassen.

Seine Kindheit verlebte der Verstorbene im Pfarrhaus zu Rein als der zweitjüngste von 5 Geschwistern. Der Vater war eine ernste Natur von unentwegtem Pflichtgefühl besetzt, doch gütig und gerecht, die zarte Mutter voll warmer, fast allzu ängstlicher Liebe. So lag seiner Erziehung Ernst und Wärme zu Grunde und ein religiös gestimmtes, reiches Gefühlsleben, das aber keineswegs Jugendfröhlichkeit und Uebermut verbannte. Ein ideales Spielgebiet in der Umgebung des Pfarrhauses erlaubte uns Jungen, die Glieder zu regen, und im Sommer wurde eifrig in der Aare gebadet. Unter der Leitung des Vaters wuchsen wir — und so auch Paul — zu ausdauernden Schwimmern heran, die später oft, zum Schrecken der ängstlichen Mutter, den reißenden Fluß überquerten.

Unter uns drei jüngern Brüdern war Paul hauptsächlich der Anreger zu allerlei Beschäftigung und Spiel. Und zwar steckte in unsern Spielen meist viel Phantasietätigkeit. Dabei erinnere ich mich eines Juges, der für meinen verstorbenen Bruder charakteristisch war: Mit Vorliebe übernahm er die

Rolle der unterliegenden Helden. Und dieses Parteinehmen für den Schwächern ist Paul Haller sein ganzes Leben geblieben; nie scheute er sich, die Sache der Minderheit zu vertreten, ja, er stand meist lieber in der Opposition, wohl aus dem Gefühl heraus, daß beim Schwächern immer, auch wenn er äußerlich im Unrecht scheint, ein Stück Recht und Menschlichkeit vergewaltigt wird.

Gelegentlich inszenierte Paul auch kindliche Theatervorstellungen mit den primitivsten Mitteln. Noch erinnere ich mich einer solchen in der alten dunkeln Scheune, wo vor einem halben Dutzend Zuschauer ein Schauerdrama eigener Erfindung zum Besten gegeben wurde. Die dichterische Veranlagung zeigte sich denn auch bald, und jene ersten, kindlichen poetischen Versuche aus seinem 13. und 14. Lebensjahr verraten bereits eine ausgesprochene Leichtigkeit und Sicherheit in Rhythmus und Reim. Bald wurde auch jedes Jahr am Sylvesterabend eine kleine theatralische Aufführung veranstaltet, zu der Paul das Hauptstück dichtete.

Die Schule bereitete dem frischen, aufgeweckten Jungen keine Sorgen. Beim alten Lehrer Kull in Hinterrein und in der Bezirksschule zu Brugg ging es fast hemmungslos, und auch in den Kantonschuljahren gestaltete sich sein Leben nach außenhin ähnlich leicht. In dieser Zeit strömt seine Lebenskraft vielleicht am ungehemmtesten: er steht an der Spitze der Klasse, nicht weil er ein Streber ist, oder sich auch nur durch besondern Fleiß auszeichnet, sondern weil er leicht auffaßt und rasch arbeitet. — Als eifriger Turner macht er auch am Leben und Treiben des Kantonschüler-Turnvereins mit, bei ernster Arbeit und fröhlichen Anlässen. Auch hier findet er Gelegenheit zur Betätigung seiner poetischen Veranlagung. Eine Menge witziger und humoristischer Kleinigkeiten, Gedichte und Lieder, die formell und inhaltlich weit über dem Durchschnitt solcher Produktion stehen, machten ihn bald zum berühmtesten Vereinsdichter. Doch die Dichtkunst wird ihm in dieser Zeit mehr, sie wird ihm zum selbständigen Ausdrucksmittel seines Gefühlslebens: Naturstimmungen und jugendliche Liebessehnsucht sind ihre Hauptthemen. Und wenn auch Scheffel, Eichendorff und Goethe hinter diesen Versuchen zu spüren sind, so

weisen sie doch schon eine persönliche Note auf: scharfe Konturen und bildreiche Ausdruckskraft — auch erklingen hier schon jene schwermutsvollen, düstern Töne, die später beinahe zur Grundstimmung seiner Lyrik werden.

Der Achtzehnjährige sagt von sich:

Es lebt in meiner Brust ein heißes Ringen,

Das stetig auf zur Wahrheit möchte dringen.

Das ist der Ausdruck seines Strebens nach einer persönlichen Weltanschauung, das in dieser Zeit einsetzt. Das überkommene kindliche Weltbild beginnt zu verblässen und religiöse Zweifel regen sich, genährt durch den naturwissenschaftlichen Unterricht bei Prof. Mühlberg und philosophische Lektüre. Gelegentlich kam es auch zu harten Zusammenstößen zwischen dem aggressiven, antireligiösen Lehrer und dem temperamentvollen, schlagfertigen Schüler; und dennoch wußte Paul Haller, daß er diesem Unterricht eine Erweiterung und Bereicherung seines Geistes verdankte, und er sprach es als Student gelegentlich dem Vater gegenüber aus. Ein liebevolles Andenken bewahrte der Verstorbene hauptsächlich zwei Lehrern, Prof. Jost Winteler, dessen geistvoller Geschichtsunterricht ihm viel Anregung bot, und Prof. Franz Fröhlich, dessen feiner, stiller Art er in den Neujahrsblättern von 1914 einen warm empfundenen Nachruf widmete.

Trotz vieler Zweifel trat Paul Haller im Frühling 1902 an das Studium der Theologie heran. Die Familientradition und der Wunsch, den Eltern eine freudige Erwartung zu erfüllen, spielten bei dieser Wahl sicherlich mit, mindestens ebenso stark aber war der Drang, auf diesem Wege zur Klarheit in den tiefsten Lebensfragen zu gelangen, denn das religiöse Erbe war so stark in ihm, daß er fühlte, er müsse sich ernsthaft damit auseinandersetzen. Mein Bruder war eine tiefreligiöse Natur, die sich mit einer rein erkenntnismäßigen Auffassung der Welt und des Lebens nicht zufrieden geben konnte. Auch in späterer Zeit, als er den Pfarrberuf längst aufgegeben hatte, und er sich immer weiter von seiner theologischen Vergangenheit entfernte, kam er doch wieder auf die Fragen der Religion zurück. Ja, noch in seiner letzten Entwicklungszeit, als er in der Psychoanalyse einen

neuen Weg der Erkenntnis und Lebensführung gefunden zu haben glaubte, schrieb er mir einmal, daß sein Weg ihn zur Kunst und von da wieder zur Religion führen würde. Aber sein religiöses Gefühl, das nach ursprünglichem Erleben trachtete, fand keine Ruhe in der bestehenden Form der Kirche: er, der rastlos vorwärts Strebende, empfand sie immer mehr als eine Form der Vergangenheit, die der Gegenwart nicht mehr genüge. Und sein Wahrheitstrieb war so unbedingt, daß er gerade hier, wo es sich um den Kern der Persönlichkeit und um den Aufbau seiner eigenen Lebensarbeit handelte, keinen Kompromiß kannte. Er forderte von sich und andern rücksichtslose Wahrheit. Der Verstorbene erkannte und empfand es tief, daß wir in einer Zeit der Auflösung und des Uebergangs leben — er litt aber auch an der Einsicht, daß die Wissenschaft allein mit ihren relativen Erkenntnissen dem Leben nicht genügen kann und die Seele ohne genügende Nahrung läßt. So gehörte er zu denen, die vorwärts, nach einer neuen Lebensauffassung streben, und in diesem Zwiespalt, den er für sich selber nicht zu lösen vermochte, rieb er sich auf.

Religiöse Zweifel begleiteten den Studenten durch seine ganze Studienzeit, die er in Basel, Marburg, Berlin und Zürich verbrachte. Oft war er schon damals auf dem Punkt, das ergriffene Studium aufzugeben. Er konnte sich aber doch nicht dazu entschließen und hoffte, schließlich zur Festigung seiner religiösen Anschauungen zu kommen. In Berlin erfaßte ihn eine tiefe Begeisterung für bildende Kunst und Musik, andererseits aber führte ihn der Anblick des Großstadtelends zur Beschäftigung mit der sozialen Frage, der er immer wieder einen Teil seines Denkens widmete. So hielt ihn im theologischen Beruf schließlich auch die soziale Richtung fest, und neben dem Marburger Ethiker Hermann haben wohl Kutter und dann besonders Ragaz am tiefsten auf ihn eingewirkt.

Im Frühling 1906 bestand Paul Haller das theologische Schlußexamen, nachdem er sich im Herbst zuvor in Kappel im Toggenburg als Pfarrverweser praktisch versucht hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris und als Pfarrvertreter in der deutschen Gemeinde in Neuenburg entschloß

sich der Verstorbene nach langem Schwanken, dem Ruf in seinen Heimatkanton zu folgen. Er wurde im Herbst 1906 zur großen Freude seiner Eltern Pfarrer in Kirchberg bei Aarau und zog noch im gleichen Herbst in die schöngelegene neue Heimat ein. Wenn der junge Pfarrer auch noch nicht mit einer endgültig gefestigten religiösen Anschauung in sein Amt eintrat, so hatte er dafür ein warmes Herz für die Menschen, denen er ein Helfer sein wollte für ihre Leiden und Nöte, und Verständnis für die soziale Aufgabe, die er in seinem Amte eingeschlossen sah. Er hatte den Willen, den Menschen nahe zu treten und mitzuwirken an der Umgestaltung des sozialen Lebens. Dies führte ihn zum Kampf gegen den Alkohol, doch schuf er sich damit in seiner Gemeinde vielen Widerstand; denn er scheute sich nicht, den Finger auf die offene Wunde zu legen, wo es ihm nötig schien. Trotzdem lebte er sich rasch ein in der neuen Umgebung, und sein tüchtiges, gerades Wesen, dem jeder falsche Schein und jeder äußerliche geistliche Anstrich von Grund aus verhaßt war, gewann ihm die Herzen seiner Gemeinde. In seiner Amtstätigkeit fand er am meisten Befriedigung in Jugendunterricht; da suchte er Interesse für Lebensfragen zu wecken, und er strebte nach warmer Berührung von Mensch zu Mensch. Bei den Kindern war es ihm am wohlsten.

So fand Paul Haller im Anfang wohl ein Stück innerer Befriedigung; er arbeitete mit Lust und Freude. Was ihm die neue Heimat besonders lieb machte, das war die wundervolle Lage. Durch das von blühenden Kirschbäumen übersäte Land zu wandern oder von der Kirche aus an stillen Abenden das leicht verschleierte Aaretal zu überblicken, war ihm tiefer Genuß und geistige Erholung. Seine Phantasie empfing hier reiche Nahrung, und der stete Zusammenhang mit der Natur und den einfachen Menschen, unter denen er arbeitend stand, führten ihn auch als Dichter immer mehr zum Einfachen, Echten und Wahren. Und sprachlich führte es ihn zur Mundartdichtung, in der er sich schon früher gelegentlich versucht hatte. Die poetische Frucht jener Epoche seines Lebens ist die Verserzählung „Juramareili“, ein Werk, das sprachlich und inhaltlich stark in jener Gegend wurzelt.

So schien der innerlich Anruhige hier seine Ruhe gefun-

den zu haben und am rechten Platze zu sein. Und manchem, auch solchen, die Paul Haller näher zu kennen glaubten, kam es fast unglaublich vor, als er im Sommer 1910 seinen geliebten Kirchberg vorübergehend und dann im Herbst endgültig verließ, um den geistlichen Beruf aufzugeben. Wem es aber vergönnt war, tiefer in des ringenden Pfarrers Seele zu blicken, dem kam der Schritt nicht unerwartet. Wohl hatte dichterische Muße und soziale Tätigkeit einige Zeit den Riß überbrücken können, der durch sein Wesen ging. Aber je länger desto heftiger trat die Grundfrage Lösung heischend an ihn heran: Gedichte und Briefe aus jener Zeit zeigen, daß das geistliche Amt als unerträgliche Bürde auf ihm lag. Immer schärfer und deutlicher trat die Tatsache vor seine Seele, daß ihm das wichtigste fehle: eine feste religiöse Ueberzeugung. Was konnte da poetische Muße, was sein soziales Wirken helfen, wenn der Wurm in der Tiefe nagte und er zu innerst immer wieder eine Stimme hörte: Dein Leben ist eine Lüge! — Zum Kompromiß war Paul Haller zu ehrlich, und so zog er nach schwerem inneren Kampfe, und trotz des Schmerzes, den er den Eltern bereiten mußte, die Schlußfolgerung: er schied aus dem Pfarramt. Im Herbst 1910 verließ er den Kirchberg zum Bedauern seiner Gemeinde endgültig.

Er entschloß sich, Lehrer zu werden und begann als 28-jähriger ein zweites Studium der deutschen Sprache und Literatur, der Geschichte und Pädagogik. Daneben aber hoffte er auf eine gesteigerte Tätigkeit als Dichter — dieses Ziel stand wohl im Hintergrund, und schon damals ahnte er den neuen Konflikt voraus, den zwischen dem Beruf des Lehrers und dem des Dichters. Und doch fühlte er, daß er nicht ohne festen Beruf leben konnte und daß er nicht zu einem freien Literatenleben geschaffen sei. Er wollte im praktischen Leben tätig sein, denn nur daraus, meinte er, wachse lebenswahre Dichtung. 1913 schloß er dieses zweite Studium ab mit der Doktorpromotion an der Universität Zürich auf Grund einer höchst wertvollen Untersuchung über „Pestalozzis Dichtung“.

Während der zweiten Studienzeit wohnte Paul Haller mit seiner inzwischen Witwe gewordenen Mutter in Brugg.

Schon lange hatte er mit ihr in vertrautem Verkehr gestanden, aber in den zwei Jahren enger Gemeinschaft traten sich Mutter und Sohn innerlich so nahe, wie es selten ist zwischen Eltern und Kindern. Sie, die stille und grundgütige Frau, die selber viel seelische Pein zu leiden hatte, war vielleicht des Verstorbenen wahrste Liebe. Sie vermochte wie kaum ein zweiter den Zustand seelischer Niedergeschlagenheit und Gedrücktheit mitzufühlen, die den Sohn manchmal heimsuchte, und an sie gehen denn auch einige der innigsten Strophen des Dichters.

1913 wurde Paul Haller Lehrer an der evangelischen Lehranstalt in Schiers für Deutsch, Geschichte und Geographie. Nicht ohne Mühe gewöhnte er sich in den Schul- und Internatsbetrieb, nach und nach aber wurde ihm Schiers lieb. Eine Reihe von Briefen damaliger Schüler beweisen, daß es dem Lehrer bald gelang, nicht bloß zum Verstand, sondern auch zum Herzen der jungen Leute zu sprechen. Im Schüler den Menschen zu finden und ihm als Freund nahe zu treten, war sein Ziel, und nie suchte er, so wenig wie als Pfarrer, sich den Mantel amtlicher Würde umzuhängen. Im Gegenteil bezeugte er oft eine beinahe unvorsichtige Ehrlichkeit im Eingestehen der Lücken in seinem Wissen. Er suchte in den jungen Leuten Verständnis zu wecken für die vielseitigen Erscheinungen des menschlichen Lebens und der Natur, in erster Linie aber Verständnis für die seelische Entwicklung im Einzelnen und in der Menschheitsgeschichte. Betonung der kulturellen und wirtschaftlichen Zustände, im Zusammenhang mit der Gegenwart, Weckung sozialen Verständnisses — das war der Weg, den er auch später, am Seminar Wettingen, in seinem Geschichtsunterricht einschlug. Am sichersten aber fühlte er sich im literarischen Unterricht. Da konnte er aus eigener Erfahrung schöpfen und die Schüler direkt an das Kunstwerk heran- und in die seelischen und Menschheitsprobleme hineinführen, als deren Ausdruck er die großen Werke der Dichtkunst ansah. Die Kunst im allgemeinen trat ihm immer mehr in den Vordergrund als Ausdruck tiefster Empfindung und menschlichen Strebens, in dem das Ringen der Zeit sich widerspiegelt. — So wurde ihm Schiers eine Stätte fruchtbarer Arbeit; auch fand er da unter

der Lehrerschaft verständnisvolle Freunde, und eines besonders machte ihm Schiers wert: die Berge. Allein, mit Freunden und Schülern wanderte er im Rhätikon umher, und wenn Paul Haller auch nie ein waghalsiger Kletterer geworden ist, so gehörten Besteigungen der Prättigauer Felsberge und Wanderungen über die blumigen Alphänge zur Nahrung seines empfänglichen Gemüts. Besonders an den lieblichen Alpweiden von Schuders, zu denen am Abend die roten Kalkwände der Drusenfluh herüberleuchten, hing er mit der Liebe des Dichters.

Auch für den Dichter bedeutete die Schierser Zeit eine neue Stufe der Entwicklung. Hatte sein inneres Erleben in den Jahren des zweiten Studiums hauptsächlich lyrischen Ausdruck gefunden, so vermochte er jetzt trotz angestrebter Schularbeit seine Kraft zu einer bedeutenden dramatischen Leistung zusammenzufassen, zu dem Dialektschauspiel „Marie und Robert“, wohl der tiefsten dramatischen Mundartdichtung der schweizerischen Literatur. Die Wochen der ersten Niederschrift waren die glücklichste Zeit des Schierser Aufenthaltes, denn die höchste Befriedigung fand Paul Haller doch nur im künstlerischen Gestalten.

Trotz des Vielen, was ihn an Schiers band, zog er im Herbst 1916 nicht ungerne nach Wettingen, seiner letzten Wirkungsstätte. Hier am staatlichen aargauischen Lehrerseminar hoffte er das richtige Feld für seine pädagogische Tätigkeit zu finden. Doch zu seinem Leidwesen sah er sich von Anfang an nicht ganz auf den Boden gestellt, den er sich gewünscht hatte, und auf dem er sein Bestes hätte geben können. Zudem kam bald der Ausbruch jener seelischen Krankheit, aus der er schließlich nur noch einen Ausweg sah. Den scheinbar Gesunden und Starken überfiel bald eine Art psychischer Lähmung, die ihm das Arbeiten unmöglich machte. Aufenthalte in der Stille und Abgeschlossenheit nützten nichts, und erst die Erkenntnis, daß sein Leiden nicht körperlich, sondern seelisch sei, brachte einige Erleichterung. In einer psychoanalytischen Behandlung fühlte er bald Besserung seines Zustandes und mit der Zeit hoffte er hier einen neuen Weg zu finden zur Wiedererlangung seiner Gesundheit und Kraft und zugleich zur Neugestaltung seines

inneren Lebens. Eine neue Weltanschauung tat sich vor ihm auf, in der er den Weg zur Lösung all jener Zweifel und Lebensfragen zu finden hoffte, mit denen er sich immer wieder quälte. Wirklich fühlte er neue Lebensfreude erwachen, und er war bis Ende Sommer 1919 der besten Hoffnung, zu innerer Klarheit und Einheit zu kommen. Dann wollte er auch als Künstler Neues schaffen: eine starke, lebensfreudige Dichtung sollte entstehen, an der gemessen er sein bisheriges Schaffen, das dem innern Konflikt und der Zerrissenheit entsprungen war, verneinte. — Aber diese Zuversicht war Schwankungen unterworfen. Neben einem starken Selbstbewußtsein hatten ihn seit je Selbstunterschätzung und Zweifel an sich selber und an seiner poetischen Begabung zernagt. Durch seinen Erfolg mit „Marie und Robert“ war das Vertrauen in die Echtheit derselben allerdings gewachsen, aber damit trat auch der früher angedeutete Konflikt zwischen dem Beruf des Dichters und dem praktischen des Lehrers immer stärker in den Vordergrund. Dieser Zwiespalt marterte seine Seele. So schrieb er mir einmal im Jahre 1916: „Aber dichten muß ich, ich kann nicht anders. So jage ich nun wieder zwei Dingen nach und kann keines ganz erreichen.“ Und ähnlich in einem andern Brief an seine Mutter: „Dichten kann man eben nicht zwischen zwölf und ein Uhr und dann wieder den Schulmeisterstab zur Hand nehmen. Los muß man kommen von jedem Gedanken an Schule und Alltag, nur wie von weitem, gemildert, still geworden, darf die Welt mit ihrem Rauschen an die Ohren schlagen. Wenn ich das feste Vertrauen hätte, daß ich etwas Großes leisten könnte, dann wollte ich wohl auch Großes dafür opfern; aber das ist mein Jammer, daß ich auch da wieder halb bin und nicht an mein Talent glauben kann, bis mir wirklich etwas gelungen ist. Ich hasse aufrichtig alle Tagesschreiber, denn ich möchte aus der Tiefe schöpfen. Kann ich das?“

Und auch in die Berufsarbeit verfolgte ihn jener Mangel an Selbstvertrauen. Auch da stellte er die höchsten Anforderungen an sich, und an diesen gemessen erschien ihm seine tatsächliche Leistung oft zu unvollkommen, zu nichtig. So hemmte der Zweifel auch sein Wirken als Lehrer und untergrub auch hier sein Selbstvertrauen — sehr zu Unrecht. Denn

ein Lehrer vermag seine wahre Leistung selber nie richtig zu werten, und wie hoch seine Arbeit von manchen Schülern eingeschätzt wurde, das beweist jene feine Würdigung seiner pädagogischen Wirksamkeit am Seminar Wettingen, die nach seinem Tode in der „Neuen Aargauer Zeitung“ erschienen ist.

Doch bis zum Herbst 1919 schien alles auf gutem Wege zu sein. Sein Lebensmut wuchs und oft fühlte er in sich eine gesteigerte Kraft und Vertiefung im Erleben. Dann aber trat eine fast plötzliche Wendung ein im Zusammenhang mit der psychoanalytischen Behandlung. Er sah sich in seiner seelischen Gesundung und Entwicklung viel weniger weit als er gemeint hatte, und jene alte Unentschlossenheit, die seine Tatkraft lähmte, überfiel ihn von neuem. Zustände der Hoffnungslosigkeit traten häufiger auf und untergruben die Schaffens- und Lebensenergie des erst 38jährigen vollends. Er fand keine Beziehung mehr zu den Menschen und Dingen und zog sich mehr und mehr zurück in qualvolle Einsamkeit. Zwar war der Zustand auch jetzt schwankend. Oft hoffte er, das Schwerste überwunden zu haben und seine Briefe klangen mutiger und sicherer; bald aber fiel er wieder in die Hoffnungslosigkeit zurück. Fast wie ein Zuschauer stand er dem Kampf der erhaltenden und zerstörenden Kräfte seines Innern gegenüber, ohne daß weder er selber noch der Arzt imstande gewesen wäre, der fatalen Entwicklung Einhalt zu tun. Trotzdem hielt er in der Berufsarbeit bis zuletzt aus. Was Paul Haller in diesen Monaten gelitten hat, bis er seine letzte Lebensenergie zu dem verzweifelten Entschlusse zusammenraffte, weiß niemand zu sagen. —

Ueber Paul Haller als Dichter wird in der nächsten Nummer der Neujahrsblätter eine Arbeit erscheinen.

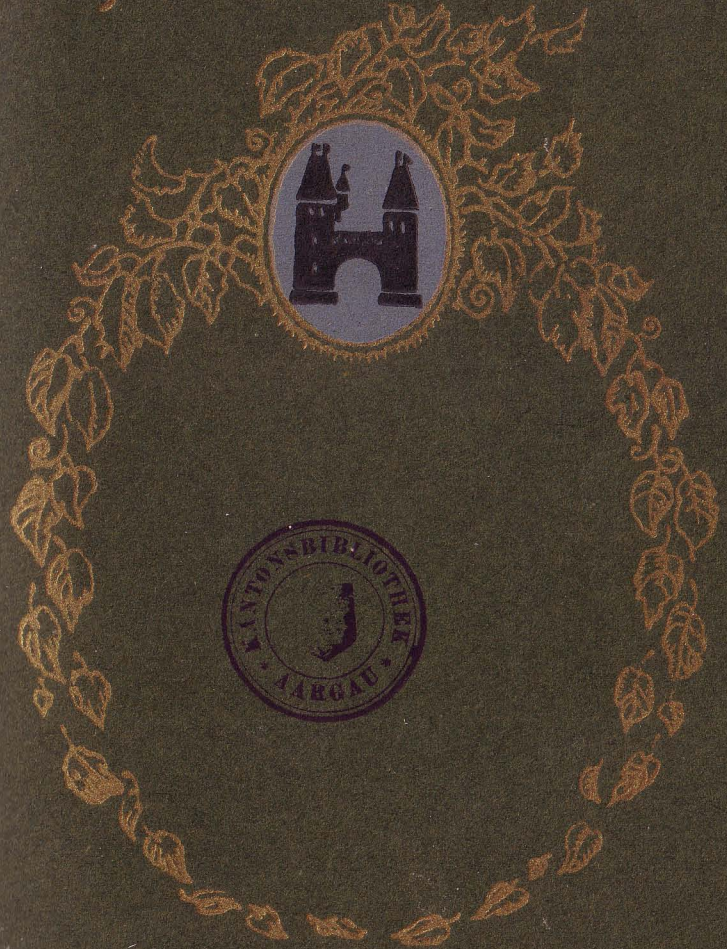
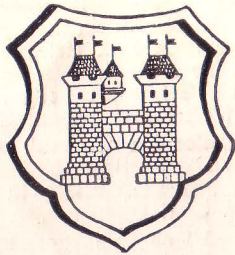
Erwin Haller, Menziken.



Coat 635.

Brusser Neujahrs-Blätter

für Jung und Alt.



1923

33. Jahrgang

Paul Haller als Dichter.

Platzmangel zwang mich im vergangenen Jahr, die Arbeit über Paul Haller in zwei Teile zu zerreißen, sein Leben und sein Werk als Dichter zu trennen.

Nur wenige Dichtungen bilden das poetische Denkmal des Verstorbenen: „Juramareili“, ein kleines Epos in Mundart 1910 — „Marie und Robert“, ein Schauspiel in Mundart 1916 — die im gleichen Jahr in den Brugger Neujahrsblättern abgedruckte kurze Erzählung „Unter der Treppe“ — und die erst nachträglich, 1922 erschienenen „Gedichte“. Wenig der Zahl nach und doch ein Werk von Bedeutung. Wer allerdings in der Dichtung nur leichte Unterhaltung und Zerstreuung sucht, wird nicht auf seine Rechnung kommen, und ebenso mag der Paul Hallers Bücher enttäuscht weglegen, der in der mundartlichen Dichtung nur das Liebliche oder Verb-komische zu finden hofft. Der Dichter des „Juramareili“ und von „Marie und Robert“ wollte aus der Tiefe schöpfen, Dichtung geben, in der das Herzblut quillt — das aber trägt mit dazu bei, daß Paul Hallers Werk an Umfang so klein ist.

Welcher Art denn ist seine poetische Welt? Im Juramareili sind es Zustände unseres Volkslebens: der Schauplatz ein Dorf an der Aare, am Fuße des Jura, darin eine alte Strohhütte, bewohnt von einer dem Elend verfallenen Familie. Die Menschen: ein der Trunksucht ergebener Mann, der sich an der Frau vergreift, ins Zuchthaus kommt, ungebeffert heimkehrt, und der schließlich sein verpöschtes Leben mit verzweifelter Selbstmord sühnt — die Frau erliegt in den schlechten Verhältnissen und dem ewigen Kummer der Schwindsucht, und Mareili, ihr Kind, die Hauptfigur der Dichtung, ein junges Mädchen, das nach Sonnenschein und Liebe verlangt, geht ebenfalls in Not und Elend zu-

grunde. Ferner die Umgebung: beschränkte Dorfgrößen mit verrottneten Herzen, daneben eine derb-tüchtige, aber warmherzige Bäsi; Kinder lachen und weinen, die Aare rauscht aus dem Schachen heraus, Sonnenstrahlen durchbrechen zeitweise den düstern Himmel, und der duftige Schleier blühender Kirschbäume liegt über der Landschaft. Dazwischen Volkszenen: die Dörfler, klein und groß bei der Bundesfeier, die jungen Burschen und Mädchen beim Tanz. Das Ganze ist ein Stück Heimat und Menschheit; die Menschen gut und böse, grob und innig zugleich, ohne jegliche Sentimentalität und Schönfärberei — auf dem düstern Hintergrund sozialer Mißstände gemalt. Juramareili stammt aus der Zeit, da Paul Haller als Pfarrer auf dem Kirchberg zum erstenmal von nahem hineinsah in die menschlichen Zustände, und wo er im Kampf stand gegen Schlendrian und das Elend des Alkohols. Die Dichtung ist gelegentlich als Tendenzschrift aufgefaßt worden, doch hat der Dichter selber sich immer dagegen gewehrt, und zwar mit Recht; denn wenn sich in der Zeichnung des Hintergrundes die soziale Stellungnahme auch nicht verleugnet, so stehen die künstlerischen Gesichtspunkte doch im Vordergrund; besonders Mareili ist eine Gestalt voll feinsten Poesie. Wohl ist das Heimatbild auf düsterem Grund gemalt, doch welch tiefes, warmes Menschengefühl durchweht die Dichtung und mildert die Härten! Wie ergreifend z. B. die Schilderung der Bundesfeier, die in der äußeren Darstellung auf Jugendeindrücke aus dem Jahr 1891 zurückgeht; sie gehört zum Schönsten, was unser schweizerisches Schrifttum an echt patriotischen Klängen aufzuweisen hat.

Überall ist die Zeichnung der Zustände knapp gehalten; manchmal beinahe zu knapp reißt uns die Erzählung vorwärts dem leidenschaftlichen und tragischen Abschluß entgegen: das ganze Stück ergreifend, aber tief traurig.

Und dann „Marie und Robert“. Spielte im Juramareili als einer epischen Dichtung das äußere Geschehen, die Umwelt, eine entsprechend wichtige Rolle, so ist hier, im Schauspiel, alles in höherem Grade ins Innere gewendet. Wohl gibt es auch hier scharfe Charakterisierung der Personen, die Hauptbetonung aber liegt im seelischen Wider-

streit Roberts. Wieder eine Dichtung aus der Jetztzeit, doch über die Gegenwart hinausreichend ins allgemein Menschliche. Den Hintergrund bilden wieder ländliche Verhältnisse, ein Dorfwirtshaus, eine Arbeiterwohnung sind der Schauplatz. Die Menschen: der Wirt und Großbauer Theophil — Marie, seine Frau, und Röbi, Arbeiter von Kleinbäuerlicher Herkunft — seine alte Mutter mit dem schillernden Charakter voll bäurischen Mißtrauens, falsch, frömmelnd und fromm zugleich — und als Hintergrund der soziale Konflikt unserer Zeit mit seinen Zwiespälten: Arbeiter — Bauer und Arbeiter — Fabrikherr.

Das ist aber nur Hintergrund. Davor stehen Röbi und Marie, zwei Menschen, die eigentlich zusammengehören, die aber durch die Verhältnisse getrennt sind — sie die Frau des reichen Wirts, den sie als armes Mädchen dem Fabrikler Röbi, ihrem Jugendfreund, vorgezogen hat, da sie noch jahrelang auf ihn hätte warten müssen. Doch in 12jähriger Zwangsehe neben dem brutalen, verjoffenen Mann büßt sie ihre Wahl; und immer noch liebt sie Röbi. Dieser ist einerseits durch sein verschuldetes Häuschen an den Wirt gebunden, der ihn mit dem Zins drückt und ihn von oben herab behandelt, andererseits ist er innerlich an Marei gebunden, von der er sich nicht loszureißen vermag. Gebunden ist er aber auch durch seine Anhänglichkeit an die Heimatscholle, so klein und verschuldet sie ist, durch sein Herkommen, durch Gesetz und Sitte und durch sein feines sittliches Gefühl, am meisten gebunden aber durch seine Unentschlossenheit im Handeln. Ein guter Mensch, anhänglich und warmer Liebe fähig ist Röbi, aber er ist nicht imstande, sein Leben kraftvoll zu gestalten, sich herauszureißen aus all den Fesseln, die ihn festhalten und zu Boden drücken. Voller Skrupeln und weicher Gefühle ist er unfähig, zuzugreifen, einen Entschluß zu fassen und in Tat umzusetzen: so wird er im 1. Akt zum Streikbrecher, trotzdem er seinen streikenden Kameraden Recht gibt; so tritt er im 2. Akt im letzten Moment wieder vom Verkauf seines Häuschens und der Auswanderung zurück und bleibt festgefettet an den Wirt und Marei. Sein Lebensdrang staut sich aber immer mehr, bis er ihn schließlich in blindem Ausbruch zur verbrecherischen Tat treibt,

zum Totschlag am Wirt. Marei hatte ihm vorher helfen wollen und ihm Geld gebracht, das sie dem Manne entwendet hat, Röbi wies diese Hilfe zurück, aber das Dazwischentreten des Wirts führte zur Aufdeckung des innern Verständnisses zwischen den beiden und zum Wutausbruch Theophils gegen seine Frau. Und nun, teils um Marei zu helfen, im letzten Grund aber, weil sich endlich alle zurückgedrängte Wut und aller Haß gegen das lebenslange Antendurchkriechen und gegen den Nebenbuhler auf einmal entlädt, wirft Röbi denselben im Streithandel auf den Pflug, so daß er den Nacken bricht. Marei hat den Vorgang und Röbis plötzlich aufgeflamnte Absicht durchschaut, vor Gericht aber schwört sie, daß ihr Mann gestrauchelt und zufällig auf die Pflugschar gefallen sei; — so rettet sie mit ihrem Meineid den Angeklagten, der sie aus der verhaßten Ehe erlöst hat. Sie wäre skrupellos und stark genug, dieses Geheimnis zu tragen und selbst mit dem Mörder zusammenzuleben. Sie ist eine so tief leidenschaftliche Natur, daß alles andere ihr verschwindet — einmal der Bann der Sitte und des Herkömmlichen gebrochen, wäre sie imstande und auch gewillt, alles wegzuerwerfen, um des einen, um ihrer Liebe willen. Bei Röbis Rückkehr aus dem Untersuchungsgefängnis kommt es zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen: Röbis grundehrlicher Charakter vermag sein vermeintliches Geheimnis nicht zu tragen — sie soll genau wissen, wie es um ihn steht: er gesteht ihr seine momentan aufgeflamnte Mordabsicht, und Marei, keineswegs erschreckt, beichtet nun auch ihr Geheimnis, ihren Meineid. Zuerst tiefes Erschrecken darüber bei ihm! Dann eine Entladung des lang zurückgehaltenen Liebesgefühls! Auch er vermeint, im ersten Jubel über eine solch grenzenlose Liebe, im Sturm der Gefühle, über das Vergangene wegschreiten zu können, mitgerissen von Mareis wilder, schrankenloser Leidenschaft. Da aber kommt ein Kind dazwischen, des Wirts und Mareis erstgeborenes, und das bringt Röbi wieder zur Besinnung, darüber kann er nicht weg: zwischen ihm und Marei steht der Tote — er kann nicht; für ihn ist ein Leben mit Marei und den Kindern unmöglich. Wie einen Schild stellt er das Kind zwischen sich und die Frau; die aber bricht nun, da sie

mit ihrer Liebe alles verloren sieht, mit einem Aufschrei zusammen.

Ein gräßliches Weib, eine schlechte Mutter, die ihre Kinder preisgeben würde, eine, die den Mörder des Gatten liebt! — und doch verdammt das Gefühl sie nicht: welche Kraft der Leidenschaft, welche Liebeskraft, die alles tun, alles tragen könnte für ihre Liebe. Und daneben er, Robert, wie feinführend, wie skrupelhaft, ein guter Sohn, ein anhänglicher, treuer Mensch — aber wie schwach, wie wenig fähig zu handeln! Und so ist sein moralischer Sieg kein Sieg der Kraft, des sittlichen Willens, sondern vielmehr ein Sieg der Schwäche; und darum will sich, trotz aller Eigenschaften Roberts, keine rechte Freude daran einstellen.

Was hat der Dichter eigentlich gewollt? Wollte er nicht den Sieg des Moralischen über die Leidenschaft darstellen? Ich glaube nein; denn dazu ist die Gestalt Roberts eben zu schwach; auch lag es Paul Haller fern, in der Dichtung zu moralisieren. Ist nicht bei einem Kunstwerk oft weniger wichtig, was der Künstler darstellt, als wie er seinem Ziele zustrebt, und was er unbewußt hineinlegt? Der Dichter hat die Fähigkeit, eigene und fremde Erlebnisse, die nur einen Kern, einen Ausgangspunkt bilden, innerlich zu Ende zu denken, zu Ende zu erleben und ihnen Gestalt und Form zu geben. Was ihn selber in tiefster Seele beschäftigt, vermischt sich dabei oft mit dem, was von außen kommt, mit den Zügen der Persönlichkeiten, die ihm Modell gestanden haben. So geht Paul Haller in seinem Drama zweifellos von Konflikten der eigenen Seele aus, und in Robert hat er sich selber gezeichnet, oder wenigstens einen Teil seiner selbst, seine Unentschlossenheit, sein weiches Gefühl, seine Skrupelhaftigkeit, die seinem starken Lebensdrang oft zum Hemmnis wurden. Und wenn Robert von sich sagt: „Käis Würmli hätti vertrampet, aber drfür au nie zue'griffe, won-es Glück am Wäg glägen ist. Bis i mi bsunne gha ha und im Gwüssen en Brief gschriben, ist zwänzgmol enandere vrbij und het's ufgläse“, so ist das aus eigener schmerzhafter Lebenserfahrung herausgeschrieben. Wie weit der Gestalt der Marei ein wirkliches Vorbild zukommt, wie weit sie die Personifikation seines nach ungehemmtem Erleben verlangendem Ich ist, sei dahingestellt.

Wenn aber der Dichter in sein eigenes Innere hinabsteigt, so taucht er damit auch in die Seelen seiner Mitmenschen; denn im Grunde sind in allen Menschen die gleichen seelischen Kräfte am Werk. Und das gerade ist es, was das Persönlichste im Kunstwerk wieder zum Allgemeinen stempelt. Aber die Menschen sind nicht so! tönt es mir entgegen. Doch, sie sind so, oder können wenigstens so sein; die meisten aber wollen es nicht wissen. Nur selten kommt das, was in den Tiefen der Seele wohnt, an die Oberfläche und zum Bewußtsein, meistens jedoch schließt man die Augen davor und lebt fröhlich dahin, bis plötzlich einmal, da oder dort, ein scheinbar unerklärliches Geschehen, ein Mord oder Selbstmord oder sonst eine Verzweiflungstat, die Decke zerreißt: dann stehen die Menschen vor etwas Unverständlichem — und doch ist keiner sicher, daß nicht unter dem Einfluß unvorhergesehener Ereignisse sich solch innere Abgründe auf-tun, und daß sein bis dahin so ruhiges, sicheres Leben nicht eine ganz andere Wendung nimmt — ähnlich wie bei Marie und Robert. So führt der Dichter tief ins Innerste des Menschenherzens und leuchtet hinein in seine verborgenen Gänge, hinein in das Getriebe der halb unbewußten Gefühle und Leidenschaften, der verborgenen Mächte des Innern. Er lehrt verstehen und mitfühlen und wehrt so dem oberflächlichen Verdammten. Und ist das nicht genug? Siegt in solcher Erkenntnis seelischer Verwicklungen nicht eine Volks-erziehung, die tiefer geht als oberflächliches Moralisieren? Um solche Wirkung zu haben allerdings, muß eine Dichtung wahr und ehrlich sein bis zum Grund, und der Dichter darf nach keinem äußeren Erfolge schielen. Ehrlichkeit aber war der Leitstern in Paul Hallers Schaffen.

Auch in der kleinen Erzählung „Unter der Treppe“ sind es Probleme seelischer Art, die den Dichter beschäftigen. Hier sucht er in das Wesen eines kleinen Mädchens einzudringen und stellt mit warmer Menschenliebe die Nöte und Verirrungen und eine schließliche Lösung der jugendlichen Not dar.

Von den Kämpfen der eigenen Brust, von seiner Sehnsucht sprechen auch die erst nachträglich gesammelten Gedichte. Sehnsucht liegt den meisten derselben zugrunde, oder

schwingt wenigstens leise mit; daneben aber steht auch hier jenes Mitgefühl mit den leidenden Menschen, das aus den größern Dichtungen spricht. Allen Leidenden und Gequälten reicht er die Hand; dem spulenden Kind, das keinen Jugendsonnenschein hat, dem gedrückten Arbeiter, dem zerklumpten Vagabunden, dem elenden Weib der Großstadt schlägt des Dichters Herz.

Und doch ging Paul Hallers Streben nach Ueberwindung jener sehnsüchtigen Dichtung, die aus der innern Zerrissenheit ihre Nahrung zog. In seinen letzten Wandlungen hoffte er zu einem innerlich frohen, gefestigten Leben und auch zu einer lebenbejahenden Dichtung zu gelangen. Anklänge dazu finden wir in einzelnen der letzten Gedichte aus den Jahren 1916—1920, leider aber sind es nur Anklänge geblieben.

Paul Hallers Dichtungen weisen auch ihre Mängel auf: der Aufbau des Schauspiels kann mit Recht beanstandet werden, im Juramareili mag dem einen oder andern der Realismus zu stark sein, trotzdem aber nehmen beide in der schweizerischen Mundartdichtung einen bedeutsamen Platz ein. Die Echtheit der Sprache und der Empfindung, ferne von aller falschen Volkstümlichkeit und Effekthascherei, der künstlerische Ernst, die Konzentrierung auf das Notwendige, das alles hebt sie über den Durchschnitt hinaus. Die inneren Schwierigkeiten und der künstlerische Ernst bewirkten aber auch, daß Paul Haller trotz angeborener Leichtigkeit wenig produzierte. Zwar an Ideen und Plänen fehlte es ihm nicht; einmal schrieb er mir: „Mit meinen Plänen könnte ich bald Bände füllen, aber nur wenig davon wird wohl das Licht der Welt erblicken.“ Und so war es auch. Sein Dichten war zu sehr mit dem Ringen um menschliche Entwicklung verknüpft; dafür steckt in jeder Dichtung auch ein Stück seiner Seele.

Das künstlerische Ziel, auf das Paul Haller hinstrebte, war: lebenswahre Dichtung zu schaffen; allerdings nicht im Sinne einer bloß äußeren, wirklichkeitsgetreuen Darstellung; denn über die äußere ging ihm die innere Wahrheit. So suchte er in den Menschen einzudringen und sie von innen, vom Kern ihres Wesens aus zu erfassen. Zur lebendigen

Gegenwartsdichtung, wie „Juramareili“ und „Marie und Robert“ sind, gelangte er nicht ohne weiteres, vielmehr beschäftigten ihn anfänglich allerlei sagenhaft-romantische Stoffe, deren er in epischer und dramatischer Form Meister zu werden sich bemühte; z. B. steht längere Zeit die Ruine Freudenau und ein sagenhafter Einsiedler der Bruderhöhle am Bruggerberg im Mittelpunkt seiner jugendlichen Phantasie. Doch blieben all dies Versuche, denen der Atem bald ausging. Einen Schritt näher am Ziel sehen wir den Studenten der ersten Semester. Aus jener Zeit ist eine Erzählung vorhanden, betitelt „Die Spinne“ — die Geschichte eines Meßbudenkinds. Auch hier noch ein Stück Romantik, doch wird schon der realistisch gezeichnete soziale Hintergrund sichtbar. Dann trat eine längere Pause im künstlerischen Schaffen ein. Das Studium stand jetzt im Vordergrund. Erst der Aufenthalt auf dem Kirchberg brachte Muße und neue Frucht; nun ist der Gegenwartsdichter gereift. Im Juramareili ist alle Romantik verschwunden; es braucht keinen außergewöhnlichen Stoff mehr, um das poetische Interesse zu erregen; das Leben des Alltags bietet Stoff genug. Keine mittelalterlichen Ritter, keine Budenprinzessinnen besingt er jetzt, sondern das arme Mareili aus der Strohütte im Dorf. Und in Marie und Robert geht er ins Eigenste und schafft aus innerer Not heraus eines der tiefsten und bedeutendsten Mundartspiele. Die Hinwendung zur Gegenwart und zur Heimat führte Paul Haller auch zum Dialekt, während die frühern Versuche alle hochdeutsch sind. Je innerlicher und einfacher seine Dichtung wird, um so mehr sieht er in der Mundart sein eigenstes künstlerisches Ausdrucksmittel. In seinen Gedichten allerdings überwiegt das Hochdeutsch, aber sein Bestes hat er wohl auch auf diesem Gebiet in einigen wenigen Mundartgedichten gegeben. — Von besonderer Bedeutung für die Dialektdichtung ist „Marie und Robert“. Bis dahin wurde auf der Bühne die Mundart fast ausschließlich zur komisch-derben Wirkung verwendet; mit „Marie und Robert“ erbrachte Paul Haller den Beweis, daß sie auch das Ernsteste und Tiefste, alle Sehnsucht und Leidenschaft des Menschenherzens auszudrücken vermag. Erwin Haller.